

Frank Crüsemann

Übersetzung oder Interpretation?

Zur Spannung zwischen Ausgangstext und deutschen Bibelausgaben

Beitrag zum Symposium „sola scriptura“. Zur Aktualität des protestantischen Erbes.
Kassel 20. April 2007

„Übersetzung oder Interpretation“ ist dieser Teil des Symposiums überschrieben worden. Das Problem ist das „oder“. Zweifellos ist die Bestimmung des Zusammenhangs von Übersetzung und Interpretation entscheidend und nicht zuletzt ein Kernpunkt der Auseinandersetzung. Ich möchte ausgehen von der Zuordnung wie sie der Altmeister der Hermeneutik in Deutschland *Hans-Georg Gadamer* vorgenommen hat¹. Vielleicht findet sich ja hier eine gemeinsame Grundlage. Es geht für ihn darum, dass und wie „ein Gespräch in zwei einander fremden Sprachen, durch Übersetzung und Übertragung ermöglicht wird“ (362)². „Der Übersetzer muß hier den zu verstehenden Sinn in den Zusammenhang hinübertragen, in dem der Partner des Gespräches lebt. Das heißt bekanntlich nicht, daß er den Sinn verfälschen darf, den der andere meint. Der Sinn soll vielmehr erhalten bleiben, aber da er in einer neuen Sprachwelt verstanden werden soll, muß er in ihr auf neue Weise zur Geltung kommen. Jede Übersetzung ist daher schon Auslegung, ja man kann sagen, sie ist immer die Vollendung der Auslegung, die der Übersetzer dem ihm vorgegebenen Wortlaut hat angedeihen lassen“ (362). „Niemand kann bezweifeln“, sagt er über den Vorgang des Übersetzens, „dass es sich um Auslegung handelt... Es ist ein anderes neues Licht, das von der anderen Sprache und für den Leser auf den Text fällt. Die Forderung der Treue, die an die Übersetzung gestellt wird, kann die grundlegende Differenz der Sprachen nicht aufheben. Auch wenn wir noch so getreu sein wollen, werden wir vor missliche Entscheidungen gestellt. Wenn wir in unserer Übersetzung einen uns wichtigen Zug am Original herausheben wollen, so können wir das nur, indem wir andere Züge in demselben zurücktreten lassen oder ganz unterdrücken. Das ist aber genau das Verhalten, das wir als Auslegung kennen. Übersetzung ist wie jede Auslegung eine Überhellung. Wer übersetzt, muß solche Überhellung auf sich nehmen. Er darf ... nichts offen lassen, was ihm selber unklar ist. Er muß Farbe bekennen. Zwar gibt es Grenzfälle, in denen im Original... etwas wirklich unklar ist. Aber gerade an solcher hermeneutischen Grenzfällen wird die Zwangslage deutlich, in der sich der Übersetzer immer befindet... er muß klar sagen, wie er versteht. Sofern er aber immer in der Lage ist, nicht allen Dimensionen seines Textes wirklich Ausdruck geben zu können, bedeutet das für ihn ständigen Verzicht. Jede Übersetzung, die ihre Aufgabe ernst nimmt, ist klarer und flacher als das Original“ (363f). „Nur ein solcher Übersetzer wird wahrhaft nachbilden, der die ihm durch den Text gezeigte Sache zur Sprache bringt... Die Lage des Übersetzer und die Lage des Interpreten ist also im Grunde die gleiche“ (364f).

Mein Lehrer Hans Walter Wolff hat das Gleiche einst in seinen Regeln fürs Proseminar so ausgedrückt: Man beginne mit einer ersten Arbeitsübersetzung, diese wird mit jedem Schritt der Exegese verbessert und dem fortschreitenden Verstehen angepasst und am Ende als Spiegel des Verstandenen der Auslegung vorangestellt. Umberto Eco hat das jetzt als Romancier und Linguist, als Übersetzer wie als Übersetzter in seinem Buch „Quasi dasselbe mit anderen Worten“ in eine Theorie des Übersetzens umgesetzt, bei der die Begriffe Treue und Verhandlung im Zentrum stehen.

¹ Wahrheit und Methoden. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, 2. Aufl. 1965, 362.

² Ein Gegensatz von Übersetzung und Übertragung, wie er von Teilen der Kritik behauptet wird, ist weder hier noch sonst in der Übersetzungswissenschaft gängig; beide Begriffe werden vielmehr durchgängig promiscue gebraucht. Gemeint scheint mir mit dem verbreiteten Vorwurf vielmehr mehr ein Gegensatz von Übersetzung/Übertragung und Paraphrase.

Im Beschluss des Rates der EKD zur „Bibel in gerechter Sprache“ – leider vor dieser Gesprächsmöglichkeit, ohne Hinweis auf zugrundeliegende „Quellen“ und ohne jede Möglichkeit des Gesprächs und der Entgegnung beschlossen – heißt es hingegen so: „Das Konzept der Bibel in gerechter Sprache wird mit dem Hinweis begründet, jede Übersetzung sei unweigerlich immer auch Interpretation. Dieser Hinweis vermag das bei ihrer Erarbeitung praktizierte Vorgehen jedoch nicht zu rechtfertigen, denn er bezieht sich nicht auf jedwede Interpretation. Gemeint ist vielmehr diejenige Interpretation, die den Sinn dessen, was da steht, klärt und verdeutlicht. Nicht gemeint ist dagegen eine Interpretation, die in den zu übersetzenden Text etwas hineinträgt, was einem Übersetzer oder einer Übersetzerin aufgrund ihrer eigenen Vorstellungen als wünschenswert erscheint.“ Das unterstellt uns als ordinierten Theologen und Bibelwissenschaftlern entweder eine bewusste Verletzung der Treue gegenüber dem biblischen Text oder eine Unfähigkeit zur sachgemäßen Interpretation. Und zugleich wird machtmäßig behauptet, dies im Kern beurteilen und theoretisch wie praktisch entscheiden zu können, was eine richtige und was eine falsche Interpretation ist, also den innersten Kern des Vorgangs zwischen Übersetzenden und Text normativ zu regeln. Eine solche für den Protestantismus hochproblematischer Vorgang ist ein versuchter Schritt in Richtung eines kirchlichen Lehramts. Der ungeprüfte inhaltliche Vorwurf und die erschlichene Kompetenz haben zudem enge Parallelen in dem, was Luther und seiner – ebenfalls nicht „amtlichen“ und ausgesprochen freien – Übersetzung vorgehalten wurde. Er hat im „Sendbrief vom Dolmetschen“ solche Ansprüche zurückgewiesen und die sie erhebenden Menschen angemessen deftig bezeichnet – ich empfehle es nachzulesen³.

Worum aber geht es nun wirklich im Streit um diese Übersetzung? Vielleicht beginnt der Nebel, der nicht wenige Köpfe erfasst hat, sich langsam zu lichten. Die Kritik im Vorfeld und in den ersten Monaten war von wenigen, immer wieder zitierten Beispielen, pauschalen Verurteilungen und einer derart hohen Emotionalität geprägt, dass oft genug eine sorgfältige Überprüfung der eigenen (Vor-)Urteile unterblieb. Das Bonmot vom angeblich allein noch männlichen Teufel ist exemplarisch für viele Urteile – jede Überprüfung auch nur der synoptischen Belege hätte es sofort widerlegt⁴. Manche Verfasser heftiger Kritiken haben das Buch zugegebenermaßen nie in der Hand gehabt. Langsam und für das Votum des Rates zu spät kommen gründlicher recherchierte und weniger pauschale Beiträge zu Wort, und eine Sachdiskussion kann beginnen. Mir scheint, es klärt sich ein wenig die Frage, worum es eigentlich geht und woher die so heftigen Abwehrreaktionen kommen: An der Oberfläche der Kontroverse geht es um Übersetzungen, richtige und falsche, bessere und schlechte. Und in der Folge dann um die bekannten Vorwürfe der angeblichen Verfälschung der Texte bis zur Infragestellung des christlichen Bekenntnisses. Doch wenn man dann diese Übersetzungsvorwürfe näher betrachtet, geht es in der Regel um etwas anderes: um unterschiedliche Theologien und abweichende Interpretation, um die Geltung von Traditionen, darum, was das konkret für den Umgang mit der Bibel selbst heißt: „allein die Schrift“. Über das Prinzip *sola scriptura* sind wir uns jedenfalls im Protestantismus wohl alle einig. Doch wir streiten und müssen uns streiten, was *sola scriptura* denn für den Umgang mit der Schrift selbst heißt. Wenn ich die Kritiken richtig analysiere, ist einer der Hauptvorwürfe fast immer die Verletzung, die Abweichung von Tradition. Das gilt in dreifacher Hinsicht: Da sind bestimmte Übersetzungstraditionen, da ist die christlich-dogmatische Tradition, und da ist die Tradition eines bestimmten, sich als *mainstream* verstehenden Wissenschaftssegments.

³ Heute würden einem zusätzlich Vorgänge einfallen, wo im 20. Jh. politische Gremien beanspruchten über Wissenschaft und Kunst und die dahinterstehenden Personen inhaltlich urteilen zu können – ebenfalls nach einseitiger Information und ohne jede Anhörung.

⁴ Entsprechende Gegendarstellungen mit Belegen zu diesem und anderen Vorwürfen sind unter www.bibel-in-gerechter-Sprache.de zu finden.

Wie stark die bisherige Kritik von Tradition bestimmt ist, kommt nicht selten durch einen bestimmten Sprachgestus charakteristisch zum Ausdruck: Die eigene Übersetzung der Kritiker wird einfach mit dem Bibeltext selbst gleichgesetzt. Gegen die neue Übersetzung gerichtet heißt es: „im Text steht aber“ und es folgt – nichts anderes als die eigene Übersetzung. Ich will nun weder einfach einen Trick unterstellen noch die Schwierigkeiten übersehen, in einem meist allgemeinverständlichen Medium mit Verweis auf den hebräischen oder griechischen Text zu operieren, dennoch muss hier eindeutig gesagt werden: *so geht es nicht*. Wir bemühen uns alle, auf allen Seiten um ein Verstehen dessen, was da im Griechischen und Hebräischen steht, und die „Bibel in gerechter Sprache“ tut es zum Ärger vieler, ohne sich durch die Tradition allzu sehr beeinflussen zu lassen, und fühlt sich in diesem Vorgehen Luther sehr nahe.

In einigen Beispielen möchte ich zeigen, wie sehr hinter der „Bibel in gerechter Sprache“ ganz im Sinne des *sola scriptura* das Bemühen um den Ausgangstext steht, wie sehr dieses Bemühen eine Fremdheit des Textes gegenüber dem Gewohnten, also der Tradition, erkennen lässt, und wie sehr es dann diese Fremdheit ist, die als störend und inakzeptabel empfunden wird und die so heftigen Reaktionen ausgelöst hat. Im Kern geht es um einen Streit um die Sache, also um die Auslegung und das Verständnis der biblischen Texte. Ein Streit um Übersetzung kann daraus erst werden, wenn eine gewisse Übereinstimmung in der Beschreibung der Phänomene besteht, des komplexen exegetischen Befundes und sowie der heutigen Rede- und Hörweisen – dann erst kann ein Streit darum beginnen, wie das denn im heutigen Deutsch zu sagen ist, ein Ringen um Akzente und um Alternativen für die beste Wiedergabe. Doch das hat kaum begonnen. Bei den Beispielen stelle ich Fälle voran, wo die „Bibel in gerechter Sprache“ einfach genauer ist und dem Ausgangspunkt näher steht, als die Tradition. Im Blick auf die Masse der Texte ist dies, denke ich, sogar die Regel.

„Seite“ statt „Rippe“ in Gen 2,21f. Die bekannte und verbreitete Vorstellung von der Erschaffung der Frau aus der „Rippe“ des zuerst erschaffenen „Menschen“ kommt nicht aus dem hebräischen Text. Wie jeder Blick in ein hebräisches Lexikon zeigt, heißt das verwendete Wort (*zela*), wenn überhaupt „Rippe“, dann allein hier⁵, und dafür gibt es keinen Beleg. Der sonst erkennbare Sinn ist recht eindeutig: die „Seite“ etwa der Lade (Ex 25,12) oder die „Längsseite“ eines Altars (Ex 27,7), aber auch die „Seite“ = „Flanke“ eines Berges (2 Sam 16,13). Das passt viel besser zum Schöpfungsvorgang und erübrigt Spekulationen über die Art der Rippe. Noch die griechische Übersetzung (LXX) hat ein Wort gebraucht, das eindeutig „Seite“ heißt (*pleura*); im Neuen Testament wird es etwa für die Seitenwunde Jesu am Kreuz verwendet (Joh 19,34; 20,20). Erst die lateinische Übersetzung (Vulgata) liest in Gen 2 ein Wort für „Rippe“ (*costa*). Wie stark die lateinische Bibel die abendländische Tradition und selbst noch Luthers Übersetzung und damit die Übersetzungstradition bis heute prägt, zeigt dieses kleine Beispiel sehr deutlich.

In Ps 90,12 lautet Luthers bekannte Übersetzung: „*Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden*“. Von „sterben“ ist aber (genau wie in v. 3) wörtlich genommen gar nicht die Rede. Die Bibel in gerechter Sprache bleibt hier sehr nahe beim hebräischen Text: „*Lehre uns, unsere Tage zu zählen, damit wir ein weises Herz erlangen*“. Der Vers lässt sehr genau Luthers freien Umgang mit dem Text erkennen, dem wie immer alles daran lag, den erkannten Textsinn in treffender deutscher Formulierung wieder zu geben. Aber dem Gewinn steht auch ein Verlust gegenüber: Das Zählen der Tage beinhaltet ja mehr als den Blick auf den Tod. Die uns geschenkten Tage wahrzunehmen, einzeln voll

⁵ Dazu etwa H.-J. Fabry in ThWAT VI, 1989, 1061.

wahrzunehmen und auszukosten, das ist das Fundament einer Lebenshaltung, die an der Hinfälligkeit und Kürze des Lebens nicht resigniert.

In 1 Thess 4,4 steht das übliche Wort für „Gefäß“ (*skeuos*). Im Zusammenhang aber ist von Prostitution/Unzucht, Gier, Unreinheit etc. die Rede. Einer verbreiteten Auslegung folgend geben viele neuere Übersetzungen das Wort unkommentiert mit „Frau“ wieder, was nur in einem massiv abwertendem, fast pornographischem Sinne möglich ist, und was das angenommene Bildwort zugleich unsichtbar macht. Die Bibel in gerechter Sprache spricht vom „*Gefäß des eigenen Körpers*“. Sie folgt dabei einer anderen Deutung, lässt aber vor allem den Grundsinn des Wortes und damit den Vorgang einer bildhaften Verwendung erkennen. Das ist übrigens eines von vielen Beispielen, dass eine vom Wortlaut des griechischen und hebräischen Textes abweichende Fassung auf Grund einer neueren Interpretation erst in der letzten Revision des Luthertextes hineingekommen ist (Luther: Fas; 1912: Gefäß; 1984: Frau).

Beispielhaft für so manche umstrittene Übersetzungsentscheidung kann der so heftig attackierte Umgang mit dem „Menschensohn“ stehen. Beanstandet wird, dass das griechische *hyios tou anthropou* nicht wie heute üblich mit „der Menschensohn“, sondern mit „Mensch“, „der kommende Mensch“, „die himmlische Menschengestalt“ u.ä. wiedergegeben wird. Die Kritik verwendet dann wie selbstverständlich das Wort „Menschensohn“, es wird mit dem Text selbst gleich gesetzt und jede Variante wird attackiert. Unbestritten ist aber, oder sollte sein, dass dahinter der hebräische bzw. aramäische Begriff *ben-adam/bar-änasch* steht, was die übliche, alltägliche Bezeichnung eines einzelnen (männlichen) Menschen ist, so wie *ben-bakar* ein einzelnes Rind meint. In Dan 7,13f wird dann gesagt, dass jemand wie ein solcher „Mensch“ mit den Wolken des Himmels kommt und im Unterschied zu den durch Tiere symbolisierten Weltreichen die Herrschaft Gottes verkörpert. Gottes Herrschaft als das Reich des Menschen. In diese apokalyptischen Tradition vom Kommen eines Menschen als Repräsentant des Gottesreiches gehört das vielschichtige Reden des Neuen Testaments über eine Verbindung bzw. Identität Jesu mit diesem *hyios tou anthropou*. Hier nun häufen sich, wie an vielen Stellen nachzulesen ist, die umstrittenen Fragen: Wie sich der ungewöhnliche griechische und der gewöhnliche semitische Ausdruck zueinander verhalten, ob, wann und in welchem Sinne ein fester Titel daraus wurde, was das für das Verständnis bedeutet usw. Aber unabhängig von all dem gilt: Keine der neutestamentlichen Aussagen wird in ihrem Sinn verständlich, wenn die Grundbedeutung „Mensch“ dabei vergessen wird und völlig aus dem Blick gerät. Vielmehr ist der Vorgang doch dieser: der alltägliche Ausdruck für „Mensch“ wird zu einer der wichtigsten Bezeichnungen für Jesus und seine Bedeutung. Es hat sich eingebürgert dabei von einem „Hoheitstitel“ zu sprechen, doch bezeichnet er zugleich die Niedrigkeit. Das Besondere ist nicht dieses Wort, sondern die mit seiner Hilfe gemachten Aussagen. Die Übersetzungen in der „Bibel in gerechter Sprache“ versuchen, den allen Aussagen zugrundeliegenden Sinn wieder freizulegen. „Menschensohn“ ist dagegen ein Kunstwort, ein wissenschaftlicher Fachausdruck, der für Außenstehende der Erklärung bedarf. Es ist gerade nicht mehr das Alltagswort, das überraschend neue Bedeutungen gewinnt. Luther spricht übrigens durchgängig von „des menschen son“, so habe ich es von Kindheit her im Ohr – das ist wörtlicher und hat die beiden ersten Revisionen überstanden. Erst in der letzten großen Anpassung ist Luthers Sprache durch den wissenschaftlichen Fachterminus „Menschensohn“ ersetzt worden. Und die Benutzung dieses wissenschaftlichen Fachterminus soll jetzt ernsthaft als Maßstab christologischer Rechtgläubigkeit dienen?!

Ähnlich legt die häufige Wiedergabe von „Christus“ mit „Messias“ oder „Gesalbter“ den Ursprungssinn frei. „Jesus Christus“ ist ja keineswegs im heutigen Sinne als Vor- und Zuname zu verstehen, sondern die Kurzform des Bekenntnisses „Jesus ist der

Gesalbte/Messias Gottes“. Warum solche Versuche, sich dem biblischen Text selbst neu zu stellen, per se kritikwürdig sein sollen, ist eine eigene Frage wert. Jedenfalls wird dabei eine eingebürgerte Übersetzungstradition und nicht die Bibel selbst zum Maßstab erklärt. Im Übrigen ist auch in dieser Übersetzung das geläufige „Christus“ bzw. „Jesus Christus“ an zentralen Stellen (z.B. Mk 1,1; Röm 1,1; 1 Kor 1,2f; 2 Kor 5,17) belegt und prägt durchgängig zahlreiche Briefe (Eph, Phil; Kol usw.).

Dass die inklusive Sprache und das Sichtbarmachen der oft ungenannten, aber eindeutig vorausgesetzten Frauen, für die man uns mit Spott und Hohn überzogen hat, nicht der Kern des Problems sein kann, scheint sich langsam herumzusprechen. Es steht nicht mehr im Zentrum der Kritik, wenn es überhaupt noch vorkommt. Hier stehen wir auf sozialhistorisch wie sprachlich sicherem Grund und setzen ja auch bloß konsequent das fort, was die traditionellen Übersetzungen begonnen haben. Niemand – selbst eine sich als wörtlich verstehende Interlinearversion nicht – wird die rein maskulinen Formulierungen der Seligpreisungen wörtlich, das heißt männlich übersetzen und die Frauen aus diesen Verheißungen ausschließen. Ähnliches gilt etwa für die meisten Rechtssätze. Deren männliche Formulierungen gelten auch Frauen, das ist vom Kontext her nicht zu bestreiten und z.B. auch in der jüdisch-rabbinischen Auslegung so gesehen worden. Was wir machen ist im Blick auf das Verhältnis Ausgangs-Endtext kein anderer Vorgang, er ist nur konsequenter. Ich würde die These aufstellen, dass bei allen Themen und Texten, wo Frauen in der jeweiligen Gegenwart sozial wie theologisch einbezogen waren, seit eh und je auch in Übersetzungen dann so verfahren, wenn sie in der Sprache der jeweiligen Gegenwart nicht einfach in den männlichen Formeln mitgemeint waren, wie in den biblischen Zeiten. Dass es Hirtinnen gab, auch wenn nur in der männlichen Form geredet wird, zeigt etwa die Kunst, wo sie von Rubens und vielen anderen als Teil der Hirtengruppe an der Krippe gemalt wurden. Entsprechend heißt es im Kirchenlied „Kommet ihr Hirten, ihr Männer und Fraun“. Wenn heute ernsthaft gesagt wird, es hätte sie nicht gegeben, weil sie nicht explizit genannt sind, zeigt dass, wie sehr unsere Gegenwartssprache ihre ausdrückliche Nennung erfordert. Ob es Pharisäerinnen gab, hängt davon ab, wie man das Phänomen des Pharisäismus sieht. Waren es angeblich nur Männer, wird vorausgesetzt, es gehe um eine Art Amt. So eine weit verbreitete Vorstellung. Ist der Pharisäismus dagegen eine Frömmigkeitsbewegung wie der Pietismus, kann schon wegen der dominanten religiösen Fragen des Alltags von den Frauen gar nicht abgesehen werden. Dass schließlich die sprachlichen Lösungen nicht immer so elegant wie in den Seligpreisungen möglich sind und manchmal etwas holprig klingen, könnte die Suche nach Verbesserungen und Alternativen bestärken.

Das Altvertraute ist weithin der Maßstab des Urteils, aber nirgends so offenkundig wie bei der Rede von Gott. Gerade hier aber gilt: „Bin ich nur Gott, wenn ich nahe bin – Spruch Adonajs –, bin ich nicht Gott, wenn ich fern bin?“ (Jer 23,23 Übersetzung für den Kirchentag 2007). Die Schritte zur Neugewinnung des göttlichen Namens für die christliche Theologie, die in dieser Übersetzung vollzogen werden, sind für viele sicher zunächst ein Stück Fremdheit. Aber Gott in dem Ausmaß zum „Herrn“ zu machen, wie das in der Verwandlung des Namens in den Begriff „Herr“ geschehen ist, hat weit von der biblischen Grundlage weggeführt. „Allein die Schrift“ gilt doch gerade auch hier im Zentrum, nämlich in der Art wie von, mit und zu Gott zu reden ist. Wer sich an der Schrift orientiert, wird sich vor dem Namen Gottes und den Problemen seiner Wiedergabe nicht länger drücken können. Zumal damit zugleich auch das Gebet Jesu an entscheidender Stelle wieder zugänglich wird: „Dein Name werde geheiligt“. Der Herausgabekreis wie der gesamte Kreis der Übersetzenden hat in der jetzigen Lösung immer einen ersten Schritt gesehen, notwendig, aber die Eröffnung eines Prozesses, kein Abschluss und kein Ideal. Die Heftigkeit des Streits hat bisher fruchtbare, weiterführende und sachliche Diskussion eher behindert. Zu den erstaunlichsten Reaktionen

auf die Übersetzung gehören übrigens Rückmeldungen von Leserinnen, wie sie durch die neuen „Ehrfurchtswörter“ geistlich bewegt worden sind.

Die alte Spannung von Schrift und Tradition zeigt sich neu im Streit um die „Bibel in gerechter Sprache“. Die Tradition in allen ihren Formen darf nicht die Schrift völlig vereinnahmen und die Zugänge zu ihr besetzen, wie das von einem Teil der Kritik versucht worden ist. Das protestantische Schriftprinzip erfordert umgekehrt den immer neuen Versuch, sich der Schrift selbst zu nähern und damit zur Erneuerung von Tradition in allen ihren Formen beizutragen. Wer die – angebliche, weil gewohnte – Klarheit der Tradition kritisch gegen die überraschende Fremdheit der Schrift wendet, sollte sich nicht auf das Schriftprinzip berufen. Sicher trifft auch der Versuch, die Schrift zu verstehen, oft genug auf „ein rätselhaftes Spiegelbild“, und jede Übersetzung muss sich damit auseinandersetzen, dass wir nur „bruchstückhaft“ erkennen (1 Kor 13,12). Dennoch sind wir dabei dem „von Angesicht zu Angesicht“ vielleicht näher als in der Gemütlichkeit der Tradition.